

Marya Grathwohl, OFS
VIELE STEINE BILDEN EINEN WEG

MARYA GRATHWOHL

**VIELE
STEINE
BILDEN EINEN
WEG**

**Eine Franziskanerin
entdeckt die verbindende Kraft
des indigenen Glaubens**

Aus dem Englischen von Judith Elze

 **KÖSEL**

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel »This Wheel of Rocks. An Unexpected Spiritual Journey« bei Riverhead Books, einem Imprint von Penguin Publishing Group, einer Abteilung von Penguin Random House LLC, New York. All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form.

This edition published by arrangement with Riverhead Books, an imprint of Penguin Publishing Group, a division of Penguin Random House LLC.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit konnte eine genderechte Schreibweise nicht durchgängig eingehalten werden. Bei der Verwendung entsprechender geschlechtsspezifischer Begriffe sind im Sinne der Gleichbehandlung jedoch ausdrücklich alle Geschlechter angesprochen.

Alle im Buch zitierten Bibelstellen: Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, vollständig durchgesehene und überarbeitete Ausgabe

© 2016 Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2024 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37328-4

www.koesel.de

*Für die Zukunft der Erde:
den Kindern auf der ganzen Welt,
den Kindern aller Gattungen und Arten.*

INHALT

Vorwort	9
---------	---

TEIL I. DER WEG NACH PRYOR, MONTANA

1. Vorahnungen	14
2. Ein Ruf	26
3. Katholischer Regen	29
4. Dem Horizont nach	35

TEIL II. LAND UND HIMMEL FÜR ALLE ZEIT: DIE HEIMAT DER APSÁALOOKE

Einleitung	64
5. Baáhpúuo	68
6. Das Klassenzimmer	77
7. Schwitzhütte bei Familie Big Day	90
8. Adoption als Crow	100
9. Ein heiliges Bündel wird geöffnet	111
10. Zeit für eine Veränderung	116

TEIL III. DAS INSTITUT FÜR SCHÖPFUNGS- ZENTRIERTE SPIRITUALITÄT, CHICAGO

11. Mit Mokassins in Chicago	124
12. Unverbrüchliche Verbindung	134
13. Was der Crow-Älteste weiß	156

TEIL IV. EIN NEUER WEG

14. Eine Frau weist die Richtung	166
15. Sonnentanz zum Jahrestag	183
16. Schwester Claire handelt	191
17. Ich erfinde mich neu	197

TEIL V. DIE HOFFNUNG DER ERDE, DEN MENSCHEN NEU ZU ERFINDEN

18. Ein neuer, echter Name	204
19. Grandma Nellie und die Vögel	212
20. Richte vor allem keinen Schaden an	221
21. Der Professor für Earth Literacy verneigt sich vor dem Universum	240
22. Die Michaela-Farm und die Sisters of St. Francis	255
23. Jesus als Naturmystiker	276
24. Dieses Universum spricht in Schönheit	291
25. Ein Wort der Hoffnung	298
26. Vorfahren und Schicksal	306
Dank	329
Über die Autorin	335

VORWORT

Die 1200 Meter bergauf auf dem Wyoming State Highway vom Tongue River Valley bis zum ersten Gipfel der Bighorn Mountains sind eine Reise in die Vergangenheit.

Am Straßenrand erzählen große braune Schilder Geschichten, die in den übereinanderliegenden Felsschichten festgeschrieben sind. Ich greife nach dem einzigen Stück Papier im Auto, einer Landkarte von Wyoming, und kritzle mir Notizen an den Rand, während meine langjährige Freundin Dorie Green auf den steilen Serpentinafen das Tempo drosselt. Ich lese »PERM und TRIAS, 199–299 MILLIONEN JAHRE ALT«, rasch gefolgt von »PENNSYLVANIUM«, »MISSISSIPPIUM«, »DEVON, 359–416 MILLIONEN JAHRE ALT« und »ORDOVIZIUM, 443–488 MILLIONEN JAHRE ALT«. An jeder Kurve eröffnet sich ein neuer atemberaubender Blick auf das unter uns gelegene Tal.

Dorie und ich unterhalten uns lebhaft über die Lebensformen, die in diesen Zeitaltern entstanden und in der Vorstellung fast ebenso atemberaubend sind wie der immer wieder spektakuläre Blick. Obwohl Dorie sich von der Religion als Institution distanziert hat, ist sie es, die den Begriff »Felsenrosenkranz« erfindet, als Ausdruck für die Abfolge der Lebensmysterien, die in den Felsschichten festgehalten sind: der Reptilien, Wälder, Amphibien, Fische, Körper aus zusammenhängenden Zellen, der Photosynthese.

Während der Berg die wunderbare Evolution des Lebens enthüllt, taucht in mir die Frage auf: »Wer sind wir Menschen? Welche Rolle spielen wir in dieser Vielfalt von Lebensformen, was ist unser Geschenk an die Erde?« Diese großen Fragen verlangen nach einem Universum oder einer Religion. Vielleicht könnte mir aber ein Berg bei einer kleineren Frage helfen, die mich quält und der ich hier nachgehe.

Als wir in der Nähe des Gipfels einen Felsvorsprung umrunden, steht dort ein weiteres Schild: »PRÄKAMBRIUM, 2,9 MILLIARDEN JAHRE ALT. GRANIT.« Mich überkommt die blanke Ehrfurcht.

Vor etwa 4,6 Milliarden Jahren begann die Erde zu entstehen. An diesem Felsvorsprung befinden wir uns in der Gegenwart von einigen der ältesten freiliegenden Felsen des gesamten Planeten. Als diese massiven Steinplatten langsam tief in der Erde abkühlten, hatte sich auf rätselhafte, vielleicht ganz einfache Weise bereits eine Milliarde Jahre lang raunend Leben entwickelt.

Wir finden eine Haltebucht. Ich laufe schnell zurück und hebe neben dem Schild etwas Kleines auf. Aus dem Stein, schwer im Vergleich zu seiner Größe, glitzert der Quarz. Ich halte ihn mir an die Lippen.

»Du bist Zeuge der Urschöpferkraft des Lebens, der Erschaffung der Fotosynthese«, murmele ich.

Ich schweige und horche. Die Zeit steht still.

In den Händen halte ich eine alte Schrift, einen Stein, der schreit. Ich erinnere mich, dass Jesus vor erst zweitausend Jahren gesagt hat: »Wenn (die Menschen) schweigen, werden die Steine schreien.«

Die Erde, ein Felsenplanet, schreit. Die Erde schreit auf gegen das massenhafte globale Artensterben, gegen die Zerstörung durch den menschengemachten Klimawandel und gegen die mi-

litarisierte, industrialisierte Menschheit mit ihrer »Heldentat«, Boden, Luft und Wasser – die Lebensgrundlagen der Erde – zu zerstören. Die Erde schreit auf gegen das Leid, das wir Menschen einander bereiten.

Hier meine Frage an den Berg: Wie können wir lernen, unseren Beitrag zum Festzug des Lebens zu leisten, zu dieser nie endenden Geschichte einer Gemeinschaft der Arten als eigenständiger Subjekte?


Ist die Erde wirklich eine Gemeinschaft von Subjekten, die jeweils mit Demut zu achten sind, oder eher eine Ansammlung von Objekten, die für den ökonomischen Profit und die Macht des Menschen ausgebeutet werden dürfen? Wenn wir auf dem Urgranit stehen und ihn in unserer Menschenhand nah ans Ohr und ans Herz halten, hören wir die Stimme der frühen Lebensahnen.

Mikroskopische Wesen fanden Wege, um Energie aufzunehmen und sich zu vermehren.

Könnten wir uns Milliarden von Jahren später trauen, Wege zu finden, an der Energie der Gemeinschaft des Lebens teilzuhaben und blühende menschliche Gemeinschaften zu erfinden, die die gesamte Erdgemeinschaft und vor allem unseren Planeten fördern?

Zusammen mit anderen Mitgliedern der Sisters of Saint Francis, Oldenburg (Indiana), fordere ich dazu auf, »ein Wort der Hoffnung zu sprechen«. Mein Leben lang habe ich die Schreie der leidenden Erde gehört. Es fing an, als ich mit meinen Eltern das Grab der ausgestorbenen Wandertaube im Zoo von Cincinnati besuchte. Als wir es verließen, war ich traurig. Als junge Erwachsene nahm ich die Schreie der schadstoffbelasteten Luft und des verschmutzten Wassers wahr. Das machte mich noch trauriger. Nach und nach fand ich den Weg zu den Ältesten und Kindern der Crow und Northern Cheyenne, zu Uniprofessoren und Wis-

senschaftlern, zu Geologen und Schriftgelehrten sowie Umweltaktivisten, zu all den Frauen und Männern, die mich lehrten, dem Leiden der Erde und der Menschen zuzuhören und Hoffnung zu spenden, indem ich mich für eine Neuerung einsetzte, was es bedeutet, Mensch zu sein. In der heutigen Zeit extremer Zerstörung wage ich es, dieses Buch als Wort der Hoffnung und als Einladung zu transformierendem Handeln anzubieten.

A black and white photograph of a mountain range, likely the Pryor Mountains in Montana, with a large white circle overlaid in the center. The text inside the circle reads:

**TEIL I
DER WEG
NACH PRYOR,
MONTANA**

VORAHNUNGEN

*Dein Wirken werde sichtbar an deinen Knechten
und deine Pracht an ihren Kindern.*

PSALM 90:16

Es waren Vorahnungen, so viel ist mir heute klar. Sie schwebten durch die materielle Welt und kamen flüsternd zu mir. Ich glaube, sie waren gottgesandt. Es waren Botschaften, die sich in meiner Seele und in meinem Geist niederließen, ebenso hartnäckig wie ein Verlust oder eine Erinnerung an etwas Schönes. Sie hatten das Potenzial, meine Zukunft zu formen.

Als Erstes war da meine Mutter. Mary Jane Seiler Grathwohl ging oft mit mir auf dem Arm in ihrem Garten umher. Sie hielt inne, um die hohen weißen Lilien zu bewundern, ließ mich an ihren weißen Gesichtern riechen und wischte mir den gelben Blütenstaub von der Nase.

Frisch verheiratet kauften Jane und Larry Grathwohl in Norwood, Ohio, ein Haus am Ende einer Sackgasse, der Laura Lane. Abends gingen sie häufig spazieren, um in der Nähe Parks ausfindig zu machen, in die sie ihre künftigen Kinder würden mitnehmen können. Zwanzig Fußminuten von zu Hause entfernt entdeckten sie einen heiligen Hügel. Zwei verschiedene indigene

Völker, die von Archäologen als Adena-Kultur (von 800 v. u. Z. bis 100 n. u. Z.) und Hopewell-Kultur (von 100 bis 500 n. u. Z.) bezeichnet wurden, hatten im Ohio Country Hunderte von Grabhügeln und zeremoniellen Stätten gebaut. Wie sich diese Völker selbst nannten, ist nicht überliefert. Allerdings konnten Jane und Larry nicht wissen, wie dieser Hügel, der sogenannte »Mound«, meine Zukunft beeinflussen würde. Für mich war die Laura Lane jedenfalls keine Sackgasse.

Der Mound bildete die höchste Erhebung in unserer Nachbarschaft. Als kleiner Park eingezäunt, war er einer der wenigen unberührt gebliebenen heiligen Hügel. Dahinter hatte Norwood die beiden städtischen Wassertürme gebaut.

Wann immer ich entscheiden durfte, wohin einer unserer häufigen Familienspaziergänge führen sollte, schlug ich den Mound vor. Der kegelförmige Grashügel war fast so hoch wie ein einstöckiges Haus. Ahornbäume und Eichen hatten darauf Fuß gefasst.

Selbst in der feuchten Sommerzeit war es dort still und frisch. Wenn wir um den Mound herumliefen, ermahnte uns unsere Mutter, nicht hochzuklettern, weil er etwas ganz Besonderes sei. Meine beiden Schwestern Regina und Susan und ich standen dann dicht neben ihr und sprachen das katholische Totengebet: »Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen. Lass sie ruhen in Frieden. Amen.« Das Gebet konnten wir auswendig, weil wir es vor jeder Mahlzeit beteten, wenn Mom und Dad ihrer Eltern und ihrer sechs Brüder und Schwestern gedachten, die alle schon verstorben waren. Die Ehrerbietung, die wir unseren Familienmitgliedern entgegenbrachten, übertrugen wir auch auf diese unbekanntes Toten.

Heute ist mir klar, dass meine Eltern dadurch, dass sie uns die Achtung vor dem Mound beibrachten, bei mir auch die Gabe des Staunens förderten. Ich lernte, dass ein *Mysterium* in Verbindung

mit Stille und Schönheit ein Gefühl für das Heilige hervorrief. Dieser Ort war beim besten Willen keine »Kirche«, aber hier in der Natur und angesichts des antiken menschlichen Brauchs gab es eine Art heilige Präsenz und Kraft, die mich vielleicht noch mehr beeindruckte als die Kirche.

Der Mound entfachte meine Vorstellungskraft. Ich fühlte mich mit den Menschen verbunden, die ihn erbaut hatten und in unserer jetzigen Nachbarschaft gewohnt haben mussten. Wenn ich zurück in der Laura Lane war, zur Schule ging und an den Häusern meiner Freundinnen vorbeilief, sah ich die Kinder der Menschen vom Mound vor mir, wie sie in den Gärten unter den Bäumen spielten oder hinter den Hecken hervorlugten, die vor Straßeneinblicken schützten.

Außerdem rückten der Mound und seine Menschen meinen Geschichtssinn zurecht, denn *hier* wurde mir eine Geschichte von Menschen geschenkt, die älter war als unsere Familiengeschichten über die Großeltern, die aus Deutschland und dem Elsass ins Ohio-Tal übergesiedelt waren. Diese Geschichte war älter als Amerika, älter als Kolumbus und dichter an unserem Zuhause gelegen als die Erzählungen über das erste Thanksgiving und Pocahontas.

Es war nur das begrenzte Bewusstsein eines Kindes, doch es schenkte mir Achtung und Ehrfurcht gegenüber den Ureinwohnern dieses Kontinents. Es wies auf das Heilige in der Natur und sollte mir später im Leben bei meiner Arbeit mit den Crow und Northern Cheyenne in deren angestammtem Heimatland, das wir Montana nennen, von Nutzen sein.

Mein Großvater mütterlicherseits lebte ebenfalls bei uns im Haus an der Laura Lane. Er hatte bei einem Arbeitsunfall ein Bein verloren. Mit Stock und Beinprothese steuerte er vorsichtig durchs Haus und saß häufig draußen auf der Veranda. Er besaß

endlose Erdnussvorräte für das Eichhörnchen, das auf der hohen Eiche nur ein paar Meter von den Verandastufen entfernt lebte. Meine Schwestern und ich saßen auf den Stufen und legten auf Anweisung unseres Grandpas eine Erdnuss an den Fuß des dicken Baumstamms. Sie verschwand im Nu.

Die nächste Erdnuss wurde einen Meter vom Stamm entfernt platziert. Auch sie verschwand schnell. Die nächste noch etwas näher an den Stufen. Weg war sie. Dann legte ich mir eine Erdnuss auf die Schuhspitze. Still saßen wir da, ohne uns zu rühren.

Plötzlich kam das Eichhörnchen vom Baum auf meinen Schuh gesprungen, schnappte sich die Erdnuss, sprang mir aufs Knie, dann auf die Schulter, lief über meine Schultern zum anderen Knie und dann zurück zum Baum. Mit weit aufgerissenen Augen wandte ich mich atemlos und aufgeregt meinem Grandpa zu.

»Das Eichhörnchen ist über mich rübergelaufen«, rief ich und rannte ins Haus, um es meiner Mom zu erzählen. Heute ist mir klar, dass das Eichhörnchen seinen Fußabdruck nicht nur auf meinen Schultern, sondern in meinem ganzen Sein hinterlassen hatte. Das Spüren von lebendiger Natur, von Eichhörnchen wurde ein Teil von mir. Und ich fühlte mich so beschenkt. Es war meine erste Lektion darüber, wie ich Eingang in die Welt von Wesen finden konnte, die sich unserer Kontrolle entziehen.

Jeden Sommer kratzten Mom und Dad Geld zusammen, um mit uns in den Cincinnati Zoo zu gehen. Mit den Jahren hatte sich der Zoo ein wenig gemausert: von stinkenden Gebäuden mit in Käfige eingesperrten Tieren zu großzügigeren Schauplätzen, manchmal auch unter freiem Himmel, die das natürliche Habitat der Tiere imitieren sollten. Die Affeninsel, die von einem tiefen Graben umgeben war, sah aus wie ein Spielplatz und war mit Hügeln, einem Labyrinth aus Tunneln, Bäumen und Schaukeln aus herabhängenden Lianen versehen. In großen, dicht bepflanzten

Räumen flogen tropische Vögel umher. In einem miniaturartigen Sumpf lag faul ein Alligator herum.

Ein Steinbau passte nicht ins Schema. Er war klein, hatte ein orangefarbenes, pagodenähnliches Dach und eine schwere Holztür, die wir langsam aufstießen. Drinnen war es kühl und still. Licht drang durch kleine Fenster hinein. Es fühlte sich fast an wie in einer Kirche.

Vor uns sahen wir zwei Vogelausstellungen, und die ausgestellten Vögel waren allesamt tot – ausgestopft und aufgestellt wie in einem Naturkundemuseum, nicht wie in einem Zoo.

Dad und ich schauten uns gemeinsam drei große, wunderschöne Vögel an. In ihrem sanften Blau-Grau mit der rosigen Brust, den langen, spitz zulaufenden Flügeln und dem anmutigen Schwanz sahen sie aus wie Carolinatauben. Dad erklärte mir, es seien keine normalen Tauben, sondern Wandertauben, von denen das letzte Exemplar namens Martha eben hier in diesem Zoo am 1. September 1914 gestorben sei. Er zeigte auf ein Gemälde.

»Das ist Martha«, sagte er.

Er erklärte mir, einst habe es mehr Wandertauben gegeben als sonst irgendeine Landvogelart auf der ganzen Welt. Es waren Milliarden von Vögeln gewesen. Sie hatten in den Wäldern im Osten Nordamerikas gelebt und waren in so großen Schwärmen durchs Land gezogen, dass sie wie bei einer Sonnenfinsternis die Sonne verdeckten.

Unter Milliarden konnte ich mir nichts vorstellen, wohl aber unter riesigen Wolken von Vögeln, die die Sonne verdunkelten. Ich sah sie vor mir, auch wenn es nur eine Vorstellung war. Und ich begriff, dass es sie nicht mehr gab. Nicht einen einzigen von ihnen.

Ich bestaunte noch mehr tote, ausgestopfte Vögel. Unter ihnen befand sich Incas, der letzte Karolinasittich, der am 21. Februar 1918 in demselben Käfig starb, in dem auch Martha verstorben

war. Auch von diesen leuchtend grün-gelb-orangenfarbenen Vögeln hatte es einst Millionen gegeben. Ich versuchte zu begreifen, was der Verlust zweier ganzer Arten bedeutete. Vor allem der der Wandertauben. Nirgendwo mehr Wandertauben. Wie hatte das passieren können, wenn es doch so viele gewesen waren?

Der Vater der amerikanischen Ornithologie Alexander Wilson besuchte 1806 ein Brutgebiet der Wandertauben in der Nähe von Shelbyville, Kentucky. Er dokumentierte, dass es einige Meilen breit sei und sich über 40 Meilen durch ein Waldgebiet erstreckte. Allein in einem Baum zählte er mehr als einhundert Nester. Laut Bericht der Bewohner der Region klang ihr Lied, das durch die Bäume drang, wie Hunderte von Schlittenschellen. 1813 dokumentierte James Audubon einen den Himmel ausfüllenden Wanderschwarm, der so groß war, dass er drei volle Tage ohne Unterlass über seinen Kopf dahinflog.

Die indigenen Völker Kanadas weigerten sich, nistende Wandertauben zu jagen, solange ihre Jungen noch nicht fliegen konnten. Sie versuchten, die europäischen Siedler davon abzuhalten, die Schwärme zu stören, denen man sich in der Brutzeit leicht nähern konnte. Doch die Europäer bewaffneten sich mit Gewehren, Knüppeln, Steinen und Stangen, um die Vögel zu töten. Weil die Siedler die Kiefern-, Buchen- und Hemlocktannenwälder im Osten des Kontinents gerodet hatten, waren die Vögel ihrer natürlichen Nahrungsgrundlage beraubt worden und dazu übergegangen, die Erbsen und den Hafer der Bauern zu fressen.

Schließlich entdeckte man die Tauben als Delikatesse, und die Nachfrage am Markt führte dazu, dass die Vögel unentwegt abgeschlachtet wurden. In den 1870er-Jahren wurden sie von den Brutstätten in den Catskill Mountains nach New York City gebracht, tonnenweise und eisgekühlt. Das Dutzend wurde zu etwa fünfzig Cent verkauft.

Vogelfänger, die Köder verwendeten, schafften es, bis zu 250 Dutzend Vögel auf einen Schlag zu fangen. Indem sie Töpfe mit brennendem Schwefel unterhalb der Schlafbäume platzierten, betäubten sie die Vögel, sodass sie zu Boden fielen. Hunderte von Taubenjägern erhielten telegraphisch Informationen über die Standorte und reisten den Taubenschwärmen bis zu tausend Meilen im Zug nach. An einer Niststätte in Michigan in der Nähe von Petoskey wurden über fünf Monate lang bis zu 50 000 Tauben pro Tag mit Netzen gefangen, geschossen und mit Knüppeln erschlagen. Abends kehrten die Taubenjäger heim, zogen sich die blutigen, federbehangenen Kleider aus und setzten sich zum Abendessen mit ihren Familien an den Tisch. An manchen Orten wurden bis zu 180 000 Vögel an einem einzigen Tag getötet.

Am 11. Mai 1947 errichtete die Winsconsin Society for Ornithology der Wandertaube auf einem Felsvorsprung am Mississippi ein steinernes Denkmal mit Blick über den Fluss und auf eine ihrer früheren Flugrouten. Auf einer Bronzetafel unter dem Bild des Vogels steht: GEIZ UND UNÜBERLEGTHEIT DES MENSCHEN HABEN DIESE ART ZUM AUSSTERBEN GEBRACHT. Und vielleicht Verzweiflung. Denn für die Bauernfamilien, die sich kaum selbst zu ernähren vermochten, stellten die Vogelschwärme eine weitere Bedrohung dar, die womöglich gar an die biblischen Plagen erinnerte.

Vielleicht war es auch unvorstellbar, dass eine so große Menge von Vögeln jemals ganz verschwinden würde. Doch um 1880 beschleunigte sich ihr Niedergang kontinuierlich. In den 1890ern sichtete man noch immer Schwärme von einigen Hundert Vögeln, fing sie in Netzen oder schoss sie direkt. Versuche, kleine Schwärme in Gefangenschaft zu züchten, scheiterten. Der letzte gemeldete Wildvogel in Wisconsin wurde im September 1899 geschossen. Der letzte auf dem gesamten Kontinent dokumentierte

wurde am 24. März 1900 auf einer Farm in der Nähe von Sargents in Ohio von einem vierzehnjährigen Jungen geschossen.

Martha starb gegen 12:30 Uhr allein in ihrem Käfig in Cincinnati, Ohio. Sie war neunundzwanzig Jahre alt. Die Schlittenschellensinfonie war für immer auf dem Kontinent verstummt.

Die Nachricht von Marthas Tod schockierte die Nation. Der Vogel wurde in einem Eisblock eingefroren und im Zug zur Smithsonian Institution transportiert, wo er ausgestopft wurde und bis heute aufbewahrt wird. Es war das erste Mal, dass die Amerikaner die Endgültigkeit des Aussterbens einer Art erlebten. Die Menschen begannen zu verstehen, wie wichtig Bemühungen um den Erhalt der Tierwelt sind. Das Land erkannte aus erster Hand die Notwendigkeit von Strategien und Gesetzen zur Erhaltung von Lebensraum und zur Verhinderung eines räuberischen Tötens von Wildtieren zu sportlichen Zwecken oder zum Verzehr.

Als Kind wusste ich noch nicht viel über diese historischen Hintergründe, doch das Aussterben der Wandertaube ging mir seltsamerweise sehr ans Herz. In der Schule erfuhren wir vom Aussterben auch anderer Vögel und Tiere wie zum Beispiel des flugunfähigen, freundlichen Dodos. Das machte mich traurig, auch wenn man uns sagte, er sei dumm – fast so, als hätte er es deshalb verdient auszusterben.

Heute machen uns die meisten Wissenschaftler darauf aufmerksam, dass wir uns in der Phase des sechsten Massenaussterbens befinden, das fast ausschließlich durch menschliches Handeln verursacht wird: durch die Zerstörung von Lebensräumen, wirtschaftlichen Druck, Überfischung, Wilderei und den Klimawandel. Wir leben inmitten eines Crescendos an Aussterbeereignissen. In diesem Wissen verfolgen mich der Anblick von Martha und ihre Geschichte heute wieder. Sie war und bleibt der greifbare

Schrecken, Verlust und Schaden einer vom Menschen verursachten Vernichtung, die uns direkt ins Gesicht starrt.

Als ich zwölf war, zogen wir von der Laura Lane fort in ein einfaches Holzhaus. Es lag auf einem etwa 1000 Quadratmeter großen Stück Land in der Blue Rock Road in White Oak, einem anderen Stadtteil von Cincinnati. Mom liebte das Haus. Dad genoss die Größe des Gartens und begann sofort damit, Wein anzubauen und einen großen Biogarten anzulegen.

Eines Abends rüttelte mich Mom in unserem neuen Haus aus tiefem Schlaf wach. »Judy«, rief sie mich bei meinem Vornamen, »komm. Ich muss dir etwas zeigen.« Verwirrt und missmutig stolperte ich ihr hinterher ins Bad. Sie zog die von ihr aus Handtüchern gefertigten Vorhänge am Fenster auf. Sie waren weiß mit großen gelben Schmetterlingen, sie hatte sie selbst gestaltet, weil richtige Vorhänge zu teuer gewesen wären.

»Schau mal.«

Wir lehnten uns über den weißen Wäschekorb und guckten aus dem Fenster. Draußen strahlte, hell vor dem Nachthimmel, der Vollmond, als wäre er von innen heraus erleuchtet, wie eine riesige Laterne. Unser teerglatte Garagendach, die langen Nadeln der Kiefer, die Metallstreben von Dads Reben und das taufrische Gras schimmerten im Mondlicht. Alles glitzerte und war von Licht durchflutet. Auch meine Mom und ich.

»Ich wollte bloß, dass du diese Schönheit nicht verpasst«, flüsterte sie. »Jetzt können wir weiterschlafen.«

Sie und mein Dad waren meine Lehrer fürs Leben. Nachdem ich nun seit fast fünfzig Jahren Franziskanerin bin, weiß ich, dass *Schönheit* für franziskanische Theologen und Philosophen das höchste und intimste Wissen um Gott bedeutet und ein anderer Name für Gott, ja, *der* Name für Gott ist. Der heilige Bonaventura und der selige Johannes Duns Scotus lehren, dass die Schön-

heit und Vielfalt der Schöpfung uns im Leiden und im Verlust nähren. Wenn wir nicht mehr wissen, wozu wir leben, wenn uns Kriegserinnerungen krank machen, wenn die Erde mit beispielloser Grausamkeit angegriffen wird, um Kohle, Gas, Öl, Holz und Profit aus ihr herauszuschlagen, wenn Armut um sich greift und sich extremer Reichtum bei wenigen ansammelt, wenn Freunde uns verraten und alle, die wir lieben, weit weg von uns leben ..., dann bleibt uns noch immer die *Schönheit* erhalten und hilft uns zu überleben. Und Gott.

Meine Mutter Mary Jane Grathwohl war die Erste, die mich dies lehrte. Sie schenkte mir eine Methode, nach der ich im Wissen um Gott zu wachsen vermochte: Du weißt, was du zu tun hast. Wach auf. Steh auf. Zieh die Vorhänge auf. Und *steh einfach still* in der Dunkelheit, in der Schönheit.

Im darauffolgenden Winter stürmte ich eines Tages in die Küche, als hätten mich die letzten Winde des Schneesturms hergetrieben, der den Nachmittag verschluckt hatte. Ich sah Dad an seinem kleinen selbst gebauten Schreibtisch in der Ecke des Esszimmers gegenüber der Küchentür sitzen und blieb an der Tür stehen. Der Schnee tropfte von meinen Stiefeln auf das gelb-blau gemusterte Linoleum.

»Dad!«, setzte ich an.

»Wie war es heute in der Schule, Judy?«, fragte er und blickte von seinen Papieren auf.

»Es geht nicht um die Schule, Dad, sondern um die Schafgarben draußen auf Freys Weide am Hang. Du weißt schon, die Blumen gleich hinter dem neuen Wohnhaus.«

Er nickte.

»Dad, diese ganzen wintertoten Blumen mit dem Schnee obendrauf. Ich will nicht vergessen, wie schön das aussieht. Aber wie geht das?«

Ich sagte ihm das einfach nur, weil er da war. Und auch, weil er noch so viele Details von seinen drei Reisen in die Nationalparks im Westen wusste und beschreiben konnte, obwohl seit den 1930er-Jahren, als er dort gewesen war, schon mehr als fünf- undzwanzig Jahre vergangen waren. Wann immer wir ihn fragten, erzählte er uns vom Angeln bei Sonnenaufgang am Ufer des Lake McDonald in Glacier, vom Schweiß und den Gefahren einer ganztägigen Wanderung hinunter in den Grand Canyon, vom Old Faithful-Geysir, der genau im richtigen Moment ausgebrochen war. Aber wie kam es, dass er sich so gut erinnern konnte? Ich wartete.

»Das geht so, Liebes. Es ist eigentlich ganz leicht. Geh einfach raus auf den Hügel und stell dich mitten in die verschneiten Blumen. Bleib dort stehen, bis du sie ganz tief in deinem Herzen spüren kannst. Dann wirst du sie nie mehr vergessen.«

Ich weiß nicht, ob ich ihre Schönheit tatsächlich im Herzen *spürte*, als der Sturm vorübergezogen war und der Himmel wieder alle Sterne zeigte. Aber immer, wenn ich an jenen Abend zurückdenke, steigt die Erinnerung in mir auf. Damals jedoch ging ich im Dunkeln einfach wieder heim, den Hügel hinunter, dem Licht aus unserem Küchenfenster entgegen.

Das war meine erste Lektion im kontemplativen Gebet. Es ist immer die gleiche Übung, egal, ob auf einer Bergwiese, in einem Krankenzimmer oder einer Klosterkapelle. Es geht darum, sich Zeit zu nehmen und die Schönheit im Herzen zu spüren.

Diese unterschiedlichen Vorahnungen verwoben sich über die Jahre mit den Fasern meines Seins. Wir können nicht wissen, auf welche Weise sie unser Schicksal mitgestalten und uns in eine unerwartete Zukunft führen werden. Sie tragen dazu bei, uns zu dem Menschen zu formen, der wir sind. Sie beeinflussen, wie wir die Welt wahrnehmen und welche Entscheidungen wir treffen.

Ihre Wirkkraft entdecken wir dann womöglich erst im Nachhinein.

Später ließ ich mich immer wieder von den Geheimnissen und der Schönheit der Erde faszinieren und trauerte um die Zerstörung unserer Heimat durch den Menschen, eine Zerstörung, die so unsägliches Leid über die Erde, die Menschen, die Tiere und Pflanzen bringt. Und schließlich motivierte mich die Liebe, für den Schutz und die Erneuerung der Erde zu arbeiten. Ich kämpfte darum herauszufinden, wo Gott in diesem Ruf war, den ich so stark vernahm. Es war nicht der typische Dienst einer katholischen Ordensschwester. Gab es überhaupt im Rahmen des Glaubens eine Möglichkeit, Gott und die Natur zu lieben, wenn ich mich entschied, der Natur zu dienen? Es sollte kein klarer, fest umrissener Weg werden.

2

EIN RUF

*Er sagte zu ihnen: Kommt und seht!
Da kamen sie mit und sahen (...).*

JOHANNES 1:39

In den 1930er-Jahren träumte Larry Grathwohl als junger Mann, noch bevor er meine Mutter kennenlernte, davon, alle Nationalparks westlich des Mississippi zu besuchen. Als jüngster Sohn deutscher Immigranten, die als Teenager in den 1890er-Jahren vor Krieg und Armut geflohen waren, machte er sich im Alter von dreiundzwanzig Jahren in den wilden Weiten Amerikas auf die Suche nach Schönheit und Abenteuer. Seine erste Wahl fiel auf den Yellowstone Nationalpark.

Sein Bruder Al und der gemeinsame Freund Harry Scholle kamen auch mit. Mein Vater führte als ausgebildeter Buchhalter täglich Buch über ihre Ausgaben. Er hatte sich dafür eigens aus Linienpapier zehn Zentimeter lange Streifen zurechtgeschnitten, für jeden Reisetag zwei Seiten eingeplant und daraus ein Tagebuch zusammengebastelt. Jeweils in die obere Ecke des zugeschnittenen Papiers hatte er Löcher zum Binden eingestanzt und auf jede zweite Seite unten kleine braune Etiketten geklebt, auf denen er das jeweilige Datum eintrug.

Am Sonntag, dem 14. Juli 1935, verließen sie um 3:20 Uhr morgens Harrys Zuhause in der Heywood Street in Cincinnati und fuhren am selben Tag 1105 Kilometer bis nach Mason City, Iowa, wo sie um 20:00 Uhr ankamen. Tagesgesamtkosten für Benzin, Essen, Brückenzoll und Übernachtung: 14,29 Dollar. Zwei Wochen und 4362 Meilen später kamen sie wieder in die Heywood Street zurück.

Auf der zweiten Tagebuchseite jedes Tages notierte mein Dad das Wetter. Und was ihm sonst noch in den Sinn kam. Über die Badlands schrieb er: »Erde und Farben, zu eindrucksvollen Mustern geformt«. Über die Black Hills: »Szenen, die einen irgendwie mit Frieden erfüllten«. Über die Überquerung der Bighorn Mountains: »Bei klarer Kälte fuhren wir auf einer schlammigen, unbefestigten Straße über das Gebirgsplateau. Dann auf einer ähnlichen Straße auf der anderen Seite bergab durch den Shell Canyon, eine wunderbare, landschaftlich großartige, aber gefährliche Fahrt. Die Straße ist so schmal, dass kaum zwei Autos aneinander vorbei passen, sie hat tiefe Rillen und Haarnadelkurven, und an manchen Stellen fällt sie an der Talseite bis zu 90 Meter steil ab.«

Und schließlich über den Yellowstone Nationalpark: »An unserem ersten Tag haben wir uns eine Hütte am See gesichert und abends einen Vortrag des Rangers angehört. Auf dem Weg zurück zur Hütte haben wir gesehen, wie der Vollmond aus dem Yellowstone Lake aufstieg und über dem Wasser einen golden schimmernden Streifen bildete – der vielleicht schönste Anblick unseres Lebens.« Und dann noch über die Heimkehr: »Wir sahen die Vororte unseres schönen Cincinnati und trafen unter großem Jubel bei Harry zu Hause ein. Damit endeten die aufregendsten, lustigsten, mitreißendsten und eindrucksvollsten zwei Wochen meiner armen Jugend.«

Gelegentlich zeigte Dad der Familie seine Tagebücher und die Fotoalben, die er zu seinen Reisen zusammengestellt hatte. Dann verteilte er sie auf dem Esstisch, und meine Mutter, meine Schwestern und ich drängten uns, auf Stühlen knieend über den Tisch gebeugt, um ihn herum. Er unterhielt uns mit Geschichten über Geysire und Wasserfälle, über Wanderungen durch tiefe Canyons, die Begegnung mit Herden wilder Tiere und Spaziergänge unter den höchsten Bäumen der Welt und wies dabei auf sepiafarbene Fotos. Ich wuchs mit der Sehnsucht auf, dort zu leben.

Eines Tages traf meine Mutter mich weinend auf den Stufen der Veranda sitzend an.

»Was ist mit dir, Judy?«, fragte sie und setzte sich neben mich.

»Ich gehöre nicht hierher«, sagte ich. »Ich gehöre in den Westen, dorthin, wo Dads Fotos und Geschichten herkommen. Warum mussten Grandpa und Grandma unbedingt hier in Cincinnati bleiben, als sie nach Amerika kamen? Warum sind sie nicht weiter nach Westen gezogen?«

»In Cincinnati hatten sie Verwandte, und sie wollten bei ihnen bleiben«, erklärte sie.

Die Antwort befriedigte mich nicht.

KATHOLISCHER REGEN

*Heilig, heilig, heilig Gott,
Herr aller Mächte und Gewalten.
Erfüllt sind Himmel und Erde
von deiner Herrlichkeit.*

KATHOLISCHES GOTTESDIENSTGEBET

Ich lebte mit einem im Innern immer wiederkehrenden abrupten Aufleuchten.

Zum Glück leuchtete dieser Blitz der heiligen, lebendigen Erde innerhalb des steten Nieselregens der täglichen katholischen Rituale der Familie Grathwohl auf. Man kennt diesen sanften, angenehmen Regen, bei dem man gern unter dem Dach der Veranda steht, der einem das Gesicht sachte befeuchtet und an heißen Sommernachmittagen kühlend wirkt.

Dieser Regen spendete Leben und half meinen Eltern bei Verlusten und Freuden, bei Leid und Mühen. Er murmelte sich seinen Weg in die Mahlzeiten, Abendrituale und selbst in die nachbarschaftlichen Begegnungen hinein.

Vor jeder Mahlzeit sprachen wir – wie jede andere Familie, da war ich mir sicher – ein Segensgebet. Es gab keine Ausnahmen, nicht einmal bei Picknicks oder zu Hause bei anderen Leuten.